Der
Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

No. 4.

Den 18ten Januar 1806.

Erklärung des Kupfers.

Schönberg.

Dies Dorf liegt zwischen der Stadt Strehlen und dem Stifte Heinrichau, auf dem Wege nach Münsterberg. Auf demselben findet sich eine Anhöhe, von der das Dorf einen mahlerischen Vordergrund zu einer weiten freyen Landschaft bildet, in welcher man das Dorf Wiesenthal, das Stift Heinrichau und die Silberberger und Glätzer Gebirge erblickt, welche Ansicht auch das vorliegende Kupfer darstellt.

Auf einem Spatziergange.

Ich stand auf dem Hügel an der mittäglichen Seite von Breslau, auf dessen Höhe die blauen Sudeten wie aus einer andern Welt dem Auge entgegen schimmern, während sich disseits die Stadt mit ihren stolzen Thürmen hindehnt. Des Erdenlebens be-

gränzte Sphäre schwand dem Gefühle der unendlichen Sehnsucht, welche zu stillen die ganze Sinnenwelt zu arm ist. Aber sie erhebt uns zur Heymath, welche die verbannte Seele vergaß, sie führt uns auf der Ahnung schwankendem Fittig bis an die Thore des nicht ewig verlornen Vaterlands. Das Abendroth der Vergangenheit schimmert an der Morgenwolke der Zukunft, die sich still entschleyert. Aber das Jahrtausend ist nur ein Augenblick im Buche des Schicksals: was sind die Jahrhunderte, aus denen das Jahrtausend erwuchs, was ist ein Menschenleben, welches vom rollenden Jahrhundert zwiefach zermalmt wird?

Ich fühlte mich zurückgeworfen in das Dunkel der Vorzeit, in des Jahrtausends beginnende Jugend. Da starrte dies blühende Thal in rauher Wildniß dahin, da ragten keine Thürme, keine Wohnungen der Menschen empor, da irrte der Fluß ohne Masten seinen einsamen Pfad. Woher diese Wandlung, diese Milde des Himmels, diese Fülle der Bewohner? Die letzten Strahlen der Abendsonne brechen sich an den traurenden schmucklosen Thürmen des Doms, sie rufen Gedanken heiliger Erinnerung in die Seele. Empfingt Ihr nicht das Vermächtniß der sterbenden Weltbeherrscherin Roma, bewahrtet Ihr es nicht in treuen Händen den ungebohrnen Geschlechtern, bis reifere Menschenalter blühten, die der Nährerin zu entbehren vermochten? Unter den Trümmern der gesunkenen Roma sitzt die verschleyerte Nachtgestalt der Vergangenheit, und mahnt an den Wechsel irrdischer Hoheit: von den Gipfeln dieser Thürme schauen die Geister der gestorbenen Jahrhunderte hernieder, und deuten

deuten mit stillem Blicke auf die verblühte Schönheit dessen, was einst herrlich war.

Königinnen der Städte, wie liegt ihr jetzt wüste? Tyrus, Carthago, Persepolis, Palmyra, wo seyd ihr? Kaum wird Eure Stäte gefunden. Herrscherin der sieben Hügel, auch Du bist gefallen! Das Schicksal zertrat Dich, wie deine Schwestern, und wie es alle Deine Töchter zertreten wird. Deine Weisheit und Deine Gesetze holtest Du aus Griechenland, um Dich über dasselbe zu erheben und es in den Staub zu werfen. Und Griechenland — wodurch ward es mächtig und weise? Durch Asien, dessen Blüthe von Griechen zerrissen, dessen Kraft von Griechen vertilgt ward. So schreitet ein Geschlecht über das andre, ein Volk über das andre, und die Millionen der großen Todten düngen mit ihrem Staube den Acker der Lebenden, damit diese den Boden der Ungebohrnen mit dem ihrigen düngen.

Wird auch Dein Tag einst kommen, stolze Stadt, die jetzt im Abendschimmer ihre Zinnen spiegelt? Wird auch Deine Trümmer der Wandrer von fernher aufsuchen, wie die Ruinen von Palmyra? Wenn dieser Eichensprößling zum weitschattenden Baume herangewachsen, wenn er wiederum seiner Jahre-lange Dauer erfüllt hat und gefallen ist, werden dann deine Thürme noch leuchten? Mögen sie gefallen seyn, mag ihre Stäte nicht mehr gefunden werden, daß selbst ihre Trümmer Sage der Vorzeit wurden, das Große und Gute, was in Dir für die Menschheit gethan wurde, wird dauern. Siehe, noch lebt Athen und das bessere Roma im Munde der Menschen, noch kennt man die Edlen, die dort Thaten der Unsterb-

lichkeit gethan und Worte der Ewigkeit gesprochen: wen nennst Du mir aus dem goldgefüllten Tyrus, aus dem königlichen Persepolis, aus dem Meerebeherrschenden Carthago, aus der Feenstadt Palmyra? Ihr Gedächtniß ist gesunken, wie ihre Grüfte, denn sie haben nur der Gegenwart gelebt, ihr Handeln und Wollen war auf das Vergängliche beschränkt. Ueber die Erde und ihre Geschlechter halten Zeit und Tod den allwaltenden Scepter, sie zerstören alles, zerstäuben alles, nur der Gedanke des Menschen ist über Zeit und Tod. Er schwimmt nicht auf dem Strome der Jahrhunderte ins Meer der Allvergessenheit hinüber, sondern schimmert als Stern der Tröstung durch die thauige Wolke, die vom Niedergang zum Aufgang über die weite Erde heraufzieht. Die Blume verwelkt und die Denkmale der Helden vergehen; aber noch hallet die Leyer Homers, noch rauschen die Harfentöne von Kona.

Johann Cochläus.

Luthers Reformation fand in Schlesien bald großen Beyfall. Fürsten und Stände und selbst die Bischöfe von Breslau begünstigten ein Unternehmen, das zum Theil ihren Privatabsichten entsprach. Nur einzelne Männer waren Luthern abgeneigt und unter diesen wohl keiner so öffentlich, als Johann Cochläus, dessen Leben und Thaten vielen unsern Lesern vielleicht noch unbekannt seyn dürften und dabey in vieler Hinsicht merkwürdig sind.

Cochläus, gebohren ums Jahr 1479 zu Wendelstein bey Nürnberg, hieß eigentlich nach seinem Vater Dobnek, änderte aber in der Folge nach der Sitte der damaligen Zeit seinen Namen von seinem Geburtsort in Wendelstein um, den er dann wieder ablegte und sich darauf Cochläus, warum? weiß man nicht, nannte. Er kam 1509 nach Nürnberg und ward 1511 Rector zu St. Lorenz daselbst, welchen Posten er aber bald darauf wieder verließ und sich auf Universitäten begab, um zu höhern Aemtern zu gelangen. Er erreichte auch seinen Zweck, indeß unter abwechselnden Schicksalen. Erst ward er Dechant zu Unser Lieben Frauen zu Frankfurth am Mayn; dann, als er 1525 wegen entstandnen Religionsunruhen Frankfurth verlassen mußte, Stiftsherr bey St. Victor zu Mainz und nach Emsers Tode 1527 auf den Ruf Herzogs George zu Sachsen Dohmherr zu Meißen. Dies blieb er mehrere Jahre, verlohr aber auch diese Stelle, da Herzog George 1539 starb und Herzog Heinrich bald darauf den evangelischen Gottesdienst einführte, worauf ihn, wie er selbst schreibt, aus Erbarmen das Dohmcapitel zu Breslau zum Canonicus wählte. Er starb zu Breslau den 10. Januar 1552. Sein Grabmahl befindet sich in der hiesigen Dohmkirche in dem linken Nebenschiffe an der Mauer rechter Hand und ist mit einer lateinischen Aufschrift versehen, die kurz seine Verdienste rühmt. Ueber der Grabschrift steht das Brustbild des Cochläus. Das Grabmahl selbst ist nach der darin enthaltnen Anzeige von Climano aus Glogau, damaligen Canonicus zu Breslau und Official des Breslauischen Bischofs, Erzherzogs Carl von Oestreich errichtet. Er

ist

ist also nicht in Wien gestorben, wie Andre meinen, und eine zweyte Grabschrift, die man von ihm in einigen Handschriften findet, ist also unächt.

Cochläus war unstreitig einer der gelehrtesten Katholiken seiner Zeit und in der scholastischen Philosophie und Theologie vielleicht der größte. Im Disputiren besaß er eine so große Fertigkeit, daß er Jeden, der sich mit ihm einließ, darin übertraf und zum Schweigen brachte. Er verstand ausser dem Latein das er sehr zierlich schrieb, auch die griechische Sprache, welches zu der Zeit eine wahre Seltenheit war. Der Bibel war er ganz abhold und behauptete, sie habe ohne die Erklärung der Kirchenväter keinen Werth. Sie sey ein bloßer todter Buchstabe und man könne aus ihr nichts beweisen; die Aussprüche der Concilien und Kirchenväter gäben ihr erst Geist und Leben. Es konnte nicht fehlen, daß man einen Mann von diesen Grundsätzen zu einer Zeit, wo man das Ansehen der Bibel so sehr zu unterdrücken suchte, ungemein schätzte. Er wurde daher zu allen Verhandlungen wider Luthern gezogen und disputirte besonders auf dem Reichstage zu Worms heftig gegen ihn. Allein der unerschrockne Luther achtete des großen Schreyers nicht, brachte ihn zum Schweigen und spottete ihn, wie man dies aus folgendem Urtheil über ihn ersieht, das man in Luthers Werken *) findet und in seiner Art so kräftig abgefaßt ist, daß wir uns nicht enthalten können, es hier den Lesern mitzutheilen:

„Ich pflege des Rotzlöffels (Anspielung auf den Namen Cochläus) Bücher keines zu lesen, seit der

Zeit,

*) Im 6ten Bande der Altenburger Ausgabe S. 306.

Zeit, als er zu Worms seine Klugheit so redlich an den Tgg gab. Er bot mir an, ich sollte das Geleit aufsagen, so wollt er mit mir disputiren (scil. mit Beförderung zum Tode, denn anders konnte er nicht). Man hätte sich des Gauchs schier zu Tode gelacht, so närrisch er redet. Und da es an ein Treffen ging für den Bischoff zu Trier und sollte nun Doktor Cochläus seine Kunst beweisen, schlug er mit einem Finger auf den Tisch und sprach: o Martine, Martine, tu loqueris per Talenta, das war die Kunst gar. Darauf antwortete ich ihm auf ein Buch im Druck, das ist mir leid, daß ich seinen Namen in meine Bücher gemengt habe, denn das Gäuchlein kann nichts, versteht's nichts, dazu halten ihn seine eigne Papisten für ein lauter Gäuchlein, wie sie auch zu Augsburg gethan haben und noch thun. Weil er nun fühlet, daß er zu Worms so mit Schanden bestund und immer ein Gauch seyn muß, hat er sich seit der Zeit her mit vielen Büchern wiederum Ehre erlangen wollen; aber ich will seine Bücher wohl auswendig können, weil er nichts von der Sache versteht. (Das weiß ich) so muß es eitel Geschwätz, Lügen und Lästern seyn, was er schreibt." —

Man sieht wohl, daß Luther viel zu heftig mit ihm verfährt, und was seine Gelehrsamkeit betrift, ihm unrecht thut; wer wird ihm aber dies verargen, da Cochläus Religionsmeinungen so entschieden falsch und verderblich waren? Dafür lag dieser auch in beständiger Fehde gegen ihn. Gab Luther ein Buch heraus, so war er auch schon mit einer Widerlegung desselben fertig, die dieser freylich keiner Antwort würdigte.

(Fortsetzung.)

Eine Straßenanecdote.

Neulich Abend ging ich auf den Straßen spatzieren, und bemerkte ein junges reinlich angezognes Mädchen, das mit langsamen Schritten auf mich zukam. In dem Augenblicke, wo sie an mir vorbeyging, sahe sie mich an, und schien stehen bleiben zu wollen. Da ich die Leute selten ins Auge fasse, so ging ich noch einige Schritte weiter, ehe ich daran dachte, sie beobachten zu wollen. Ich that es endlich, war es Zufall oder Absicht, und konnte nun dem Verlangen nicht widerstehen, mich über ihre Lage zu unterrichten, die mir sehr unglücklich zu seyn schien. Als ich sie erreicht hatte, gab ich ihr meine Absicht zu erkennen. Mit einem furchtsamen Blick schlug sie die Augen auf, und sagte mit zitternder und schwacher Stimme: O haben Sie Mitleiden mit einer armen Wayse!

Ich griff in die Tasche, um ihr etwas zu geben, und benutzte diesen Augenblick, sie näher zu betrachten. Auf ihrem blassen Gesichte bemerkte man noch die Züge abgehärmter Schönheit, ihre schönen braunen Haare lockten sich über blauen Augen, die sich auf den Boden hefteten, als ich ihr meine Gabe darbot. Sie machte eine Bewegung, als ob sie ihre Hand zurückziehen wollte, nahm jedoch das Geld. Aber kaum hatte sie es, als sie ihr Gesicht mit den Händen verbarg und in Thränen ausbrach.

Dies Betragen schien mir keine gewöhnliche Bettlerin zu verrathen. Meine Neugier durchsahe leicht den Zusammenhang, aber der Antheil, den diese Gestalt und diese Züge in mir erregten, erlaubte mir nicht,

nicht, mich zu entfernen. Ich bat sie, mit mir zu kommen, und erhielt Thränen und Händeringen zur Antwort. Sie folgte mir endlich, und ich brachte sie zu einer Frau, deren Lage ihre Aufnahme gestattete.

Als wir ankamen, war das Mädchen von Müdigkeit und Schwäche so erschöpft, daß sie mir nur mit Mühe folgende Geschichte erzählen konnte:

Ich heisse Therese, und bin auf einem Dorfe einige Meilen von hier gebohren. Mein Vater, der Verwalter war, starb vor einigen Jahren, und meine Mutter blieb mit mir und einem Sohne von siebzehn Jahren Witwe. Sie behielt eine kleine Pachtung, die mein Vater gehabt hatte, bey, mit dem Rechte auf eine benachbarte Gemeinweide. Unser Loos schien sehr glücklich, aber es war von kurzer Dauer.

Vorigen Sommer wurde die Gemeinweide vertheilt, die Entschädigung war nicht hinreichend, unser Vieh zu erhalten. Der Pacht konnte nicht abgetragen werden, und wir verlohren mit unserm kleinen Hofe die Wohnung. Mein Bruder ging in die Stadt, um Arbeit zu suchen; vierzehn Tage darauf schickte er uns eine Geldsumme mit der Nachricht, daß er sich habe anwerben lassen. Meine Mutter nahm sich dies so zu Herzen, daß sie in eine Krankheit fiel, die ihr Leben endigte. — Hier unterbrachen Thränen die Erzählung. Seit drey Wochen bin ich Waise, fuhr sie fort, aber der Tod meiner Mutter war nur der Anfang meines Unglücks. Ohne Stütze, ohne einen Menschen, der sich meiner annahm, beschloß ich meinen Bruder aufzusuchen, den einzigen, dessen Hülfe ich ansprechen durfte. Ich kam an, und hörte, daß sie seit vielen Monaten ausmarschiert und sehr weit

wären.

wären. Diese Nachricht zerriß mir das Herz, seit diesem Augenblicke habe ich etwas hier gefühlt, (indem sie mit der Hand auf die Brust zeigte) das mir grausame Schmerzen verursacht. Sie weinte laut, und ihr Schluchzen unterbrach jeden Augenblick ihre Worte. Ich bat sie, sich zu beruhigen, sie solle künftig glücklicher werden. O ich bin noch nicht am Ende meines Elends, sagte sie. Unbekannt und hülflos mußte ich einen Zufluchtsort suchen; ich wußte lange nicht wohin? eine Frau nahm mich endlich zu sich. Ich erzählte ihr mein Schicksal, sie schien Mitleid mit mir zu haben, gab mir ein Bett und Nahrung, und versprach mir Arbeit zu verschaffen. Aber ach! nur zu bald sahe ich, in welche Hände ich gefallen war. Sie empfing männlichen Besuch, und verlangte von mir, ihre Unterstützung durch ein Opfer zu verdienen, das mich beben machte, so wenig ich auch einen Begriff davon hatte. Vorgestern Abend unterlag ich endlich den wiederholten Drohungen, das Haus verlassen zu müssen, ich ließ mich weinend einem Fremden in die Arme führen, aber meine Unerfahrenheit, meine Thränen — er verließ mich verdrüßlich, und gab der Wirthin sein Mißfallen zu erkennen, die mich noch denselben Abend wegschickte. Zwey Nächte habe ich auf der Straße zugebracht, ausgesetzt der Rauhigkeit des Wetters und beynahe sterbend vor Erschöpfung. — Sie vermochte nicht weiter, so heftig wurde ihr Schmerz.

Wir thaten alles, sie zu trösten. O, rief sie mit schwacher Stimme, warum kann ich nicht leben, um Ihnen dankbar zu seyn! Vergebens wurde alle mögliche Hülfe angewendet, ihr zarter Körper unter-

lag

lag der Anstrengung und dem Schmerze, der ihre Seele zerriß; sie nahte sich unmerklich dem Tode. Wenige Augenblicke vorher verlangte sie mich zu sehen; ich eilte zu ihr, und fand sie sterbend. Als ich hereintrat, nahm sie von ihrem Halse eine silberne Medaille. „Dies, sagte sie, gehörte meiner Mutter, ich habe es sorgfältig aufbewahrt, und nichts auf der Welt konnte mir dies Eigenthum entreissen. Dürfte ich an Sie, mein Erretter, fuhr sie mit erlöschender Stimme fort, eine letzte Bitte wagen? Ich antwortete, daß sie fordern könne, was sie wolle. Wenn Sie je, erwiederte sie, das Glück haben sollten, meinen Bruder wieder zu sehen, so sagen Sie ihm, daß die unglückliche Therese diese Medaille für ihn aufhob, daß dies alles ist, was sie ihm aus dem Nachlasse seiner armen Mutter retten konnte, sagen Sie ihm, daß — — Die Natur strengte hier ihre letzten Kräfte an, Therese vergoß eine Thräne und starb.

Wie viele Tausende giebt es, die wie Therese das Opfer der Welthändel werden! Man geht, wie mich dünkt, bey den verschiedenen Urtheilen über militairische Operationen und politische Entwürfe zu leicht über die Leiden hin, die daraus für Einzelne der Menge entstehen. Bey erfochtnen Siegen bewundert man die Tapferkeit der Führer, selten überlegt man, daß auch ein Sieg Tausende unglücklich macht. Wie viele mögen sich mitten im Triumphgeschrey ihres Vaterlands verlassen und hülflos erblicken! Während der Sieg mit Glanz und Gepränge gefeyert wird, seufzen die bedauernswürdigsten Opfer in dunkeln Hütten, in welchen die dumpfen Klagen der Verzweiflung den Zuruf der Freude übertönen!

Die Thränen.

„Die ewige Beglaubigung der Menschheit sind ja Thränen!" Aber warum? Welchen Zusammenhang giebt es zwischen einem traurigen Gedanken und dieser salzigen Feuchtigkeit, die aus dem Winkel des Auges hervordringt, mit den Thränendrüsen und dem Thränensack? Warum werden bey Kindern und Weibern, deren Organe von zarterer und schwächerer Beschaffenheit sind, die Thränen leichter erregt, als bey den Männern? Vielleicht wollte die Natur uns dahin vermögen, denen leichter zu helfen, die der Hülfe mehr bedürfen. Freylich giebt es Weiber, die man beschuldigt, weinen zu können, wenn sie wollen. Aber da es unmöglich ist, eben so Thränen zu heucheln, wie man verstellt lachen kann, so muß man annehmen, daß ihre lebhafte Einbildungskraft sich leichter auf irgend einen fernen Gegenstand, irgend eine schmerzhafte Rückerinnerung heftet, und sie sich mit so starken Farben vormahlt, daß endlich Thränen hervor stürzen. Wie oft weinen Weiber vor ihren Gatten für ihre Liebhaber! Ihre Thränen sind wahr, aber der Gegenstand, für den sie fließen, ist falsch.

Die Thiere haben einen Lachmuskel und eine Thränenfeuchtigkeit, wie wir: aber sie lachen nicht vor Freude und weinen nicht vor Traurigkeit. Der sterbende Hirsch läßt aus seinen Augen Tropfen fallen, wie der Hund, wenn man ihn lebendig zerschneidet, aber diese Geschöpfe beweinen nicht ihre Geliebten und ihre Freunde wie wir, sie brechen beym Anblick eines komischen Gegenstandes in kein Gelächter aus: der Mensch ist das einzige Thier, welches weint und lacht.

Es ist eine allgemeine Meinung, daß der große Mann nicht weinen darf. Sie ist gegründet, wenn man sie dahin einschränkt, daß kein groser Mensch über sich selbst weinen wird. Als dem Hannibal der Kopf seines Bruders Hasdrubal, der mit dem ganzen Heere, das er ihm zu Hülfe nach Italien führte, erschlagen worden war, ins Lager geworfen wurde, weinte er nicht, sondern rief in der innersten Seele ergriffen aus: Ich erkenne dein Schicksal, Vaterland! Aber als Scipio die Feindin seines Vaterlands, das stolze dahin gestürzte Carthago brennen sah, als seine Flammen das kühne Werk alter Jahrhunderte verzehrten, und das Bild der menschlichen Hoheit zum Denkmal irrdischer Vergänglichkeit herabsank, da weinte er, denn er gedachte des Schicksals der Menschheit. Einst wird kommen der Tag, wo jede Größe, jede Macht und Hoheit hinschwindet, wie Ilium, Tyrus, Carthago gefallen sind, und Rom fallen wird!

Noch einmal also, der große Mann kennt keine Thränen, so lange er selbst mit dem Schicksal ringt. Das Gefühl seines Unglücks erhöht den Gedanken seiner Kraft, nur das Schauderbild der leidenden Menschheit, der Augenblick, wo der Gedanke vom Schicksal seines Geschlechts vor seine Seele tritt, entreißt selbst dem Auge des Helden die Beglaubigung der Menschheit, die Thränen. Friedrich II. stand nach der Schlacht bey Kollin an einem Brunnen, und zeichnete Figuren in den Sand. Wie klein wäre er gewesen, wenn er geweint hätte! Aber als ein geliebter Prinz seines Hauses starb, und er die Lobrede, die er auf ihn gemacht hatte, mit seinen Thränen benetzte, wie groß war er!

Menschen mit einem vorzüglichen Diebsorgan.

Daß einige Menschen einen überwiegenden Hang zum Stehlen haben, will Gall jetzt dadurch begreiflich machen, daß er ihnen einen besondern Organ für Diebereyen zuschreibt. Mehrere in Correktionsanstalten angestellte Versuche haben die Sache wenigstens nicht unwahrscheinlich gemacht.

Zu London lebten noch vor zehn Jahren zwey ansehnliche Damen in einem Hause, wovon jede wenigstens 50,000 Pfund Sterling besaß und die beyde einander wechselseitig bestahlen. Ihre Diebereyen erstreckten sich blos auf Kleinigkeiten, kleine Münzen, Nadeln, und dergleichen. Eben so merkwürdig waren die Diebereyen eines gewissen Haarhändlers Eyre, eines Mannes, der ein ungeheures Vermögen erworben hatte. Er konnte nicht leben, wenn er nicht stahl. Gewöhnlich ließ er dann das Gestohlne durch seine Bedienten wieder zurück schicken; es fiel ihm aber jedesmal schwer. Einst wurde er in einem Papierladen über einem Diebstahl von zwey Buch weißen Papier ertappt, wofür er zu einem siebenjährigen Aufenthalt in Amerika verurtheilt wurde. Er starb aber, ehe er in sein Exil anlangte, an der feuchten Luft des Schiffraums, worinn er geschlossen gebracht worden war.

Ueber eheliche Verhältnisse.

Zum Theil aus Plutarch.

Herodot hat Unrecht, daß eine Frau mit dem Rocke zugleich die Schaamhaftigkeit ausziehe. Ein

keusches Weib zieht vielmehr dann statt des Rocks die Schaamhaftigkeit an, und je heiliger und sorgsamer diese von Mann und Frau bewahrt wird, desto grösser, edler und daurender ist die glückliche Liebe.

Cato stieß einen Mann aus dem Senat, weil er in Gegenwart der Tochter seine Gattin geküßt hatte. Das war freylich zu streng. Aber wenn man es für unanständig hält, sich in fremder Gesellschaft zu liebkosen, zu küssen und zu umarmen — ist's denn nicht weit unanständiger, in andrer Gesellschaft gegen einander zu schmollen, verdrüßlich zu werden und sich Bitterkeiten und Sottisen zu sagen?

Das ist der glücklichste Staat, sagt Plato, in welchem das Mein und Dein am wenigsten gehört wird. Aus der Ehe müssen diese Ausdrücke noch weit mehr verbannt werden. Freude und Leid, Gut und Blut, soll Mann und Weib in treuer Gemeinschaft mit einander geniessen und besitzen, keinen Theil für sich aussondern, und nichts unter einander fremd halten. Dadurch allein erwächst Treue und feste Anhänglichkeit zu inniger Vereinigung und süsse Liebe bis in den Tod.

Der Römer Aemilius Paulus, dem seine Freunde Vorwürfe machten, daß er seine junge, reiche Gemahlin von sich gestoßen habe, hielt ihnen seinen Schuh hin, und sagte: „auch der ist neu und schön, aber keiner weiß, wo er mich drückt."

Socrates gab häßlichen Jünglingen, die sich im Spiegel besehen, die Ermahnung, den Mangel der Schönheit durch Tugend zu ersetzen; den Schönen aber: ihre Gestalt nicht durch Laster zu schänden. So steht es auch einer Ehefrau fein, daß sie vor dem Spiegel sich selbst frage, und zwar eine Häßliche: Wie, wenn ich nicht tugendhaft wäre? — eine Wohlgebildete: Wie, wenn ich auch noch tugendhaft wäre? Es ehrt ein Weib mehr als alles Andre, wenn sie weniger um ihrer Gestalt und Schönheit, als um ihres Geistes und Herzens willen geliebt wird.

Auflösung der Charade im vorigen Stück.

T h o r.

C h a r a d e.

Die erste Sylbe nennt den größten Theil des Erdbodens, der selbst von Menschen unbewohnt die Menschheit ernährt, und sehr oft einem großen Theile derselben zum Verderben gereicht. Die zweyte ist ein Titel, der jedem freyen Manne gegeben werden kann, das Ganze ein Mann, dessen Amt viele Klugheit erfordert, und schlecht verwaltet oft ganze Monarchien in den Staub stürzt.

F ü n f s y l b i g.

Die ersten drey erinnern an eine der katholischen Christenheit sehr heilige Person und an einen großen Römer, die zwey letzten an einen verkürzten Weibernahmen. Das Ganze hat seit einem Monate Breslau belustigt.

Dieser Erzähler wird alle Sonnabend in der Buchhandlung bei Carl Friedrich Barth jun. in Breslau ausgegeben, und ist außerdem auch auf allen Königl. Postämtern zu haben.

7. 4.



Schönberg

